

Das Lied von der Treue.

Eine Novelle von Max Treu.

„Just im letzten Augenblicke einpuffert! Hast Du famos gemacht, aller Schwabe! Du Glückspilz, freue Dich doch! Wenn einem die Gläubiger auf den Fersen sind wie dem verendenen Hirsch die Meute, und wenn schon um Krage und Uniform geht — hol' Dich der Teufel — und dann eine Erbin mit fünfzehn Millionen finden nebst Schwiegervater, der eine offene Hand und ein freundliches Verständnis für die Leiden eines armen Offiziers hat; so ein Glück ist im ganzen Regiment noch nicht dagewesen! Und Du mußt Dich fühlen wie ein König!“

„Ach ja!“ sagte der Hauptmann Joachim von Waldenow, versträubte die Hände hinter dem Hinterkopf, lehnte sich weit in dem Sessel zurück und holte tief Atem. „Ach ja!“ Sein Kamerad Ernst von Hollwitz lachte.

„Ach ja! sag der Glückspilz, Hör mal, wenn mit eine Erbin mit fünfzehn Millionen an den Hals flöge, ich sagte etwas ganz anderes als „Ach ja!““

„Ach ja! Du hast gut reden!“ — „Erkaunt wandte sich jetzt Hollwitz. Der Langgestreckte auf dem Sofa lag, dem Freunde zu, sah ihn scharf ins Auge und entgegnete: „Du, ich habe mich immer ein bißchen auf Menschen und ganz besonders des „Genus unformale“ darunter, Offizier denannt, verstanden, und ich meine, Du hättest eben gefeuert! Fehlt Dir was?“

Waldenow schüttelte den Kopf. „Ne!“

„Niem! Geseufzt hast Du aber! Ich begreife Dich nicht. Und wenn ich Dein Gesicht ansehe! Bräutigame von Erbinen mit ungeschätzten Schätzen, meine ich, mühen anders auszuheilen. Er warf einen Blick auf die Uhr. Dann krang er auf. „Donnerwetter! Fünf Uhr! Dienst eust! Und nun noch schnell, laß Dich zur Garde zurückverlegen. Weißt Du noch, wo wir beide so köstliche Leutnantskisse verlegt haben?“

Waldenow nickte. „Es war eine schöne Zeit!“

„Das meine ich auch! Und für Dich kommt sie wieder! Hier in diesem verdammt Nest kannst Du mit Deiner Millionärin nicht bleiben! Na, und wenn Du dann Deine elegante Wohnung in Berlin W. oder in Potsdam hast, dann denke auch mal an den armen Teufel Hollwitz und lade ihn zu Deinen gastlichen Tischen und freundlichen Jagdgründen ein! Adieu, alles Haus — heut' abend im Kasino!“

Ein Handschlag, Hollwitz ging. Waldenow erhob sich langsam aus dem Sessel, rechte und streckte die schlaffe, schneige Gestalt und trat an seinen Schreibtisch. Aus einem verschlossenen Fach nahm er eine Photographie, das Bild eines jungen Mädchens, sah sie lange an und legte sie dann wieder zurück.

„Die Treue“ ist das höchste — vergiß es nicht! Und ob Dir das Herz und das Auge bricht; Die Treue allein, die Treue allein wird durch Tod und durch Nacht Dir Führerin sein!

Das, was Du ergriffen, das halte fest! Ein Feigling, der das Kleinod sich rauben läßt! Ein Leben voll Glück und voll Sonnenschein Gewährt nur Treue, die Treue allein!

Umtrausen Dich Stürme, so steh Deinen Mann! Und fällt Du im Kampfe, was liegt daran?

Der Himmel steht offen: „Du Tapftrer, steh ein. Denn die Treue war Dein, die Treue war Dein!“

Jedesmal, wenn er es ihr zu Ende gesungen, hatte er ihre Hand inniger gedrückt; sie hatten sich beide lange in die Augen gesehen, und ein jedes hatte im Auge des andern gelesen, daß sie dieses Lied von der Treue nicht nur verstanden, sondern, daß sie es selbst erlebten. Und stolz und glücklich waren sie beide in diesem Bewußtsein gewesen, und wenn sie auseinandergingen, so flüsterten sie sich immer wieder zum Abschied zu: „Nur noch ein wenig warten! Lieber ein Heines!“

Aber alle ihre Träume fanden ein jähes Ende.

Der alte Onkel war, wie gewöhnlich, im Winter irgendwo an der Riviera gewesen und eines Tages, als der Frühling ins Land kam, schlatterte über die Alpen ein Brieflein zu Joachim, in dem der Magnat dem bestrittenen Reffen kurz und bündig mitteilte, daß er sich mit einer schönen jungen Witwe der französischen Aristokratie verlobt habe und demnächst seine Hochzeit feiern werde.

Joachim war starr. Ein Augenblick und mehr hatte er den Brief gelesen. Aber die Worte wurden nicht anders, sie lauteten bei jedem Male gleich: der alte Herr hatte sich verlobt und wollte sich verheiraten. Da sollte ja der Donner donnern! Wie war denn so etwas möglich! Krank und leidend, vierundsechzig Jahre alt — da heiratet man doch nicht mehr!

Quand er sich das Joachim vor, aber die Tatsache schaffte er nicht aus der Welt; der alte Herr heiratete wahrhaftig, und bei der Hochzeit schied er so frisch und aufrecht einher, als sei er ein Mann in den kräftigsten Jahren. Und seine Frau sah bezauernd schön aus — ein Wunder war es nicht, wenn man sich in sie verliebte.

„Arme Hildegard“, sagte Joachim keim nächsten Zusammentreffen zu ihr, „was machen wir denn nun?“

„Ja, Du nicht, Du armes, liebes Mädchen! Aber ich! Wenn man so und so viele Jahre als der Erbe eines großen Vermögens gelebt und gewirtschaftet hat, dann ist es nicht leicht, sich eines Tages plötzlich einschränken, von so mancher lieben Gewohnheit Abschied nehmen zu müssen.“

„Sie hast aus, Lieblich!“ Und fest umklammerten sich ihre Hände.

Er sah es ein, seine Verletzung zur Linie war unbedingt notwendig geworden. Der Onkel wollte ihm in Zukunft nur noch einen ganz geringen Zuschuß zahlen. So leicht jedoch war die Verletzung nicht. Alle, liebe Kameradenkreise verlassen, alle gesellschaftlichen Beziehungen der Hauptstadt aufgeben, aus allen ebenso freundschaftlichen wie lösspieligen Gewohnheiten eines Gardeoffiziers heraus müssen, in irgendein elendes Nest übersiedeln, wo man die Abende bei schlechtem Bier und trübem Stumpfsinn im Kasino zubringt, neue Kameraden, die dem Fremdling von der Garde, der da heringekleidet wird, regelmäßig nicht gerade mit den unbefangenen und wohlwollendsten Gefinnungen entgegenkommen — leicht war ein solcher Wechsel nicht, wahrhaftig nicht.

Und so schob man ihn auf, zögerte ihn hin, immer und immer wieder. Es gab ja in Berlin so viele Wiederemänner, die einem jungen Offizier beliebige Summen vorstreckten, ganz besonders dann, wenn ihm aller Wahrscheinlichkeit nach doch einmal ein großartiges Fideikommiß zufallen wird. Und diese Wahrscheinlichkeit, daß die Ehe des Onkels kinderlos bleiben und daher er, Joachim von Waldenow, dennoch das Erbe erhalten werde, war doch sehr groß.

So wurde denn darauf losgelegt. Mit schwerer Sorge sah es Hildegard. „Joachim“, bat sie, „tu es mir zuliebe — geh von Berlin fort!“

„Aber, Lieblich!“

„Kein Aber, Joachim! Tu es mir zuliebe, worum ich Dich bitte — geh!“

„Es ist ja doch nicht nötig!“

„Nur noch eine kurze Zeit!“ wiederholte er gedankenvoll.

„Ja, sie hatten treu ausgehalten die Jahre hindurch. Von seinen Schulden hatte er ihr nichts gesagt; ihm war es, als würde er durch dieses Geständnis ihr ganzes Lebensglück vernichten. Denn wie sollte er heiraten, solange diese Schulden da waren, und wer würde sie bezahlen?“

„Den Abschied nehmen!“ sagte er zu sich selbst. „Es ist der einzige Weg, der mir bleibt.“

Nach den letzten Herbstmanövern war er im Urlaub mehrere Wochen in Baden-Baden gewesen, um sich rheumatische Schmerzen wegzugewöhnen. Herr Friedrich Sellmann, alleiniger Inhaber der Firma Gebrüder Sellmann & Co. in Hamburg, war sein Tischgenosse an der Table d'hôte des Hotels. Ein vielfacher Millionär und Vater einer einzigen Tochter, einer zarlen schlanken Erscheinung, kaum siebzehn oder achtzehn Jahre, mit einem Gesicht von geheimnisvollem, ganz eigentümlichem Reiz.

Sie waren täglich zusammen. Herr Sellmann fand Gefallen an dem jungen Hauptmann; man ritt zusammen aus, und Joachim wunderte sich, wie elegant Viddy Sellmann im Sattel saß, und wie led und verwegene sie den schneidigen Galopp mitritt. Auf der nächsten Reunion im Kurpark war er ihr bevorzugter Tänzer, und er freute sich, wie gracios und gewandt sie zu tanzen wußte. Im Laon-Tennis, Golf und Krocket war er ihr Partner, und mit Vergnügen bemerkte er die anmutigen Bewegungen und Stellungen der jugendlichen Spielerin. Im Theater sah er neben ihr, und er entbehrte nicht Genußung, welche treffliches kritisches Urteil und welche lebhaftes Interesse für die Kunst ihr zu eigen war.

Und eines Tages entdeckte er noch etwas: daß sie ihn liebte. Auf dem Klavier des Musiksalons im Hotel fand er zufällig ihr Notenalbum liegen, das sie wohl vergessen hatte. Er blätterte es durch, um seinen Inhalt kennen zu lernen. Zwischen zwei Seiten lagen ein paar Rosenblätter, ein mit Bleistift beschriebener Zettel dabei: „Lichtenthal, 24. September 1906. Von ihm erhalten.“ So stand von ihrer Hand darauf.

Vor wenigen Tagen war es gewesen, da hatte er ihr die rote Herbstrose geschenkt. Und nun fand er diese hier wieder, und sie redete eine deutsche Sprache zu ihm. Wie ein Sünder legte er das Notenalbum wieder auf das Klavier.

„Noch heute absteifen!“ So sprach er zu sich selbst. Sofort wollte er seine Koffer packen. Er ging in sein Zimmer. Ein Brief lag da, der mit der Post gekommen war. Vom Regimentskommandeur! Das konnte nichts Angenehmes sein. Er las — aba, neue Meldung über Schulden, kategorische Aufforderung, binnen vierzehn Tagen zu bezahlen, widrigenfalls man seinem Abschiedsgesuch entgegenzusehen müsse.

Da war die Bescherung. Binnen vierzehn Tagen bezahlen. Widrigenfalls — Was glaubte denn der Alte eigentlich? Das Geld lag doch nicht auf der Straße! Und der schleifige Onkel! An den war nicht zu denken. Also den Rod ausziehen! Joachim schüttelte sich. Der Gedanke verursachte ihm fast einen physischen Schmerz — den Rod ausziehen — Nie! Die Waldenows waren immer Soldaten gewesen, und im Grade würden sie sich umbrechen, wenn der letzte ihres Namens mit Zylinder und Regenschirm über die Straßen gehen müßte.

hatte er ihre Antwort in seinen Händen; sie sandte ihm den Ring zurück. Ein kleiner Zettel lag dabei mit den wenigen Worten: „Gott sei mit Euch beiden! Hildegard.“

Da war er mit leisem Stöhnen in den Sessel gesunken. Die schlächte, entsetzende Größe dieses Mädchens rückte mit Recht an seinem hart werdenden Gewissen. Er wußte es: Sie würde keinem andern Mann zum Altar folgen, sie nicht! Sie hielt die Treue auch ihm, dem Abtrünnigen, der ihr das Herz gebrochen!

„Belog und betrog er sie nicht beide?“

„Der Bursche trat ein und brachte die Lampe. Joachim wandte sich an ihn: „Ich werde für Dich um einige Tage Urlaub nachsuchen! Ich habe in vierzehn Tagen in Hamburg Hochzeit und Du sollst mich begleiten!“

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

In einem eleganten Hotel zu Hamburg stand Joachim von Waldenow und machte Toilette für die Fahrt zum Standesbeamten und danach zur Kirche. Der Bursche, der ihm dabei beistand, war, wie erkaunt, welcher erstens, blaßes Gesicht sein Herr hatte, und wie unwirsch und unfreundlich der sonst stets so ruhige und Gültige jedes Wort herausstürzte. Der treue Diener hatte doch auch schon so manche Hochzeit gesehen; aber das wußte er, so, wie heute sein Herr, so hatte noch kein Bräutigam ausgesehen wenn er an seinem Hochzeitstage sich ein hübsches, junges Mädchen beimholte.

Joachim war jetzt allein im Zimmer, da er den Burschen soeben noch zu einer Befragung fortgeschickt hatte. Er stand vor dem Spiegel und rierte an der Uniform; sie sah tabellos, aber doch fühlte er sich heute darin beengt und ungemütlich.

„Das ist des Königs Rod.“ sagte er zu seinem Geanbild, das ihm blaß und unfreundlich aus dem Spiegel entgegenblickte, „den Deine Väter und Vorfahren mit Ehren getragen haben! Das ist des Königs Rod, in dem sie für ihren König und ihr Vaterland zu kämpfen, zu bluten und zu sterben verstanden, als treue Ehrenmänner! Und darum hat ihnen dieser Rod auch immer gut gelegen! Weshalb sieht er Dir heute nicht? Weshalb brüht und brennt er Dich? Ich will Dir's sagen, Joachim von Waldenow! Weißt Du ein Lump geworden bist, der den Rod nicht mehr wert ist, ein Lügner und Betrüger, der die erste Wahrheit, die aus diesem Rode spricht, zuschanden macht: Treue zu halten seinem Schwur! Darum rebelliert der Rod; er weiß, daß er nicht auf eines Lumpen Leib gehört!“

Er machte eine heftige Bewegung mit den Schultern, daß der Rod in allen Nähten krachte. „Zerreiß nur!“ fuhr er in seinem lauten Selbstgespräch fort und starrte sein Spiegelbild zornigen Blickes an. „Zerreiß nur! Du hast ganz recht! Du willst keinem Glenden dienen, der die Treue nicht hält! Jawohl! Joachim von Waldenow, laß Dir es noch einmal sagen. Ein Glender bist Du, ein Lump, der um des Geldes willen ein treues Herz verraten und einem halben Rinde Liebe gelogen hat! Und Du erbärmlicher Geselle, Du willst wirklich in einer Stunde zum Altar schreiten, willst vor Gottes Angesicht Dein „Ja“ sagen, willst Gott belügen, wie Du alle Menschen belogen hast!“

„Auf dem Tische aber lag ein Zettel mit folgenden Worten: „Bade alle meine Sachen ein und mache damit, was Du willst!““

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie kalt und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.